

Leseprobe – Der Wind des Westens: Prolog

Prolog

Nebraska-Territorium, Juli 1866

Die Sonne versank bereits hinter der geraden Linie des Horizonts und tauchte die Wolken in einen orangeroten Schimmer. Keine Erhebung und kein Baum versperrte Bird die Sicht in die Ferne. Nur das hohe, üppige Gras wiegte sich in der leichten Sommerbrise, und die vereinzelt beige-braunen Körper der weidenden Longhorns wippten auf und ab.

Vor dem purpurfarbenen Himmel erschienen die Silhouetten mehrerer langgestreckter Gebäude. Aus dieser Entfernung konnte er gerade so winzige Gestalten ausmachen, die sich in der Nähe der Ranch bewegten. Bird hielt seinen braunen Wallach an und fischte den Tabakbeutel aus seiner Westentasche, ohne die Augen von den Vorgängen auf der Ranch zu nehmen. Es war die dritte, die er heute aufsuchte, und nach seinen vergangenen beiden Erfahrungen machte er sich auch für diese keine großen Hoffnungen. Er hatte gewusst, dass es nicht leicht werden würde, eine Anstellung zu finden – nicht für jemanden wie ihn. Er zündete sich die Zigarette an, aber nicht einmal das Aroma des Tabaks konnte die Bitterkeit vertreiben, die sich in seinem Rachen festgesetzt hatte.

Er hasste es, auf andere angewiesen zu sein, und hatte nicht übel Lust, sein Pferd umzulenken und dorthin zurückzukehren, wo er hergekommen war – aber das war unmöglich. Sein einziger Weg war der nach vorn, in Richtung Westen. Nebraska, Wyoming oder Colorado ... irgendwo in diesen riesigen Territorien musste es doch einen Platz für ihn geben. Einen Ort, wo er ein ehrliches Leben führen konnte, wo er seine Fähigkeiten zum Nutzen aller anwenden konnte. Wenn sie ihm nur die Chance geben würden, sich zu beweisen.

Er drückte den halb gerauchten Glimmstängel auf dem Sattelhorn aus und vergewisserte sich, dass er vollständig gelöscht war, bevor er ihn ins trockene Prärie gras schnippte. Dann trieb er den Wallach wieder an und ritt im Schritt auf die Ranch zu. Das Pferd war eine neue Anschaffung, es hatte einen angenehmen Sitz und ein gutmütiges Wesen, aber es war in Schnelligkeit und Ausdauer in keiner Weise vergleichbar mit seinem vorherigen Mustang. Bird spürte wieder einen Stich des Bedauerns, als er an das erbärmliche Ende des Tieres dachte. Es war Birds eigene Schuld gewesen. Er hatte den Mustang zu unnachgiebig angetrieben und das loyale Tier hatte sein Bestes gegeben, nur um danach permanent zu erlahmen. Bird schmeckte

noch immer den metallischen Geschmack in seinem Mund, als er den Abzug gedrückt hatte, um das leidende Tier zu erlösen. Es schien seine Rolle im Leben zu sein, Schmerz und Zerstörung über diejenigen zu bringen, die ihm am meisten bedeuteten, sei es Mensch oder Tier.

Er schüttelte den Gedanken ab, als er in Rufweite der Ranch gelangte. Das zweistöckige Haupthaus, die langen Cowboybaracken und mehrere Scheunen mit dem angrenzenden Korral warfen lange Schatten auf den staubigen Hof. Der Geruch von Bohnen und Kaffee hing in der Luft. Die meisten Cowboys und Rancharbeiter schienen sich zum Abendessen zurückgezogen zu haben. Nur ein Mann stand an der Wasserpumpe neben dem Abtritt und schrubbte sich seine Hände mit Seifenwasser ab. Im Korral entdeckte Bird ein am Zaun angebundenes Pferd. Ein Fuchshengst von robustem Bau ähnlich einem indianischen Mustang mit sattem, dunkelrotem Fell. Seine Vorder- und Hinterbeine waren zusammengebunden, sodass er sich nicht bewegen konnte – eine übliche Technik zur Zähmung wilder Pferde. Birds Interesse war geweckt, doch er wandte seine Aufmerksamkeit zunächst dem Mann an der Pumpe zu. Er hob eine Hand zum Gruß, um zu signalisieren, dass er ohne böse Absichten gekommen war.

»Hallo«, rief ihm der Rancharbeiter zu, während er seine Hände an einem schmutzigen Handtuch trocknete. Er schielte zu Bird hoch, wachsam, aber nicht unfreundlich. Sein rotblondes Haar war zerzaust und sein mit Sommersprossen übersätes Gesicht wirkte noch erhitzt von der Arbeit. »Kann ich dir helfen, Fremder?«

»Mein Name ist McLane. Ich bin auf der Suche nach einer Anstellung«, sagte er und war dankbar für die wachsenden Schatten, die seine Gesichtszüge verhüllten.

»Neale«, erwiderte der andere Mann. »Einen Job willst du?«

»Ich kann alles tun, was auf einer Ranch anfällt. Braucht ihr einen Bronco-Zureiter?« Bird deutete mit einer Kopfbewegung auf das Pferd im Korral.

Neale zögerte und blickte von Bird zu dem Hengst, als würde er seine Aufrichtigkeit abschätzen. »Hast du Erfahrung darin?«

»Ich habe schon einige wilde Mustangs zugeritten.«

»Nun, du redest besser mit dem Boss«, meinte Neale. »Warte hier, ich hole ihn.«

Bird nickte und stieg von seinem Wallach. Während der Cowboy sich dem Haupthaus zuwandte, trat Bird näher zum Korralzaun und musterte den Fuchshengst. Das Tier hob weder den Kopf, noch gab es auf andere Weise zu erkennen, dass es den sich nähernden Menschen bemerkte. Dem äußeren Anschein nach zu urteilen schien es bereits gezähmt, so mutlos wirkte seine Haltung. Als hätte es sich dem Willen der Menschen gebeugt. Unter seinem ungepflegten Fell standen die Rippen hervor. Birds Kiefer spannte sich an, als er die Striemen über den Flanken und dem Rücken des Tieres sah, frische rote Wunden, die nur durch Peitschenhiebe

oder Schlimmeres zustande kamen. Ein Mann, der es nicht schaffte, ein Pferd zu zähmen, ohne auf so rohe und grausame Methoden zurückzugreifen, verdiente es nicht, überhaupt eines zu besitzen.

Die Tür des Ranchhauses öffnete sich quietschend und Bird drehte sich um. Neale trat hinaus in den dunkler werdenden Hof, gefolgt von einem kleineren, untersetzten Mann, der eine Laterne von der Veranda nahm und sie anzündete. Das musste der »Boss« sein.

»Es ist spät«, blaffte der Mann anstelle einer Begrüßung.

Bird erwiderte nichts auf diese offensichtliche Feststellung, aber das schien der andere auch nicht zu erwarten. Als er Bird erreichte, musste er den Kopf in den Nacken legen, um zu ihm aufzublicken. Seine Augen wurden schmal und er hob die Laterne, um Birds Gesicht besser sehen zu können. Dann streifte sein Blick den Patronengürtel um Birds Hüften, in dessen Holster ein 44er Colt steckte. Bird hatte sein neu erworbenes Henry-Repetiergewehr am Sattel hängen gelassen, aber er würde nie ohne seinen Revolver in eine unbekannte Situation gehen – oder ohne das Messer in seinem linken Stiefelschaft, verborgen unter seinem Hosenbein.

»Ich bin Hatchett«, brummte der Mann schließlich. »Du willst also einen Job?«

Bird nickte. »Tom McLane«, stellte er sich vor. Der Rancher erschien ihm nicht wie ein besonders herzlicher Typ. Sein Instinkt sagte ihm, dass er sich besser davonmachen sollte, aber dann fiel sein Blick erneut auf das einsame Pferd im Korral. Der Hengst hatte seinen Kopf erhoben und die Ohren aufgestellt; seine Flanken bebten.

»Er sagt, er hat Erfahrung mit Pferden«, erklärte Neale seinem Boss. »Dachte mir, wir könnten einen guten Zureiter gebrauchen ...«

»Wir brauchen niemanden«, unterbrach ihn Hatchett rüde.

»Sicher?«, fragte Bird und schaute vielsagend zu dem Hengst.

»Ach der«, blaffte der Rancher. »Der ist die Mühe nicht wert. Ich habe vor, ihn bei nächster Gelegenheit loszuwerden, wenn er mir nichts einbringt.«

Bird biss die Zähne zusammen und verbot seinem Gesicht, jegliche Spur von Ärger zu zeigen. Jetzt traten weitere Männer aus der Cowboybaracke, wohl angezogen von den Stimmen im Hof, und umringten Bird und Hatchett. Bird positionierte sich so, dass er mit dem Rücken zu seinem Wallach stand und sie alle in seinem Blickfeld behalten konnte. Es war eine langjährige Gewohnheit.

Der Rancher musterte ihn. »Wo kommst du her?«

»Aus dem Osten.«

»Und was bringt dich hierher?«

»Brauchte eine Luftveränderung.«

»Ah ja«, sagte Hatchett gedehnt und hob seine Laterne noch höher.

Bird stand vollkommen reglos, die Augen halb von den Lidern bedeckt, doch er spürte, wie sich sein Körper anspannte, als würde er sich auf einen Kampf vorbereiten. Er wusste, dass seine Haut selbst in dem matten Laternenlicht dunkler scheinen würde als die der anderen Männer. Und seine Augen wirkten oft einschüchternd auf andere, schwarz und undurchschaubar. Obwohl sein dunkles Haar unter dem Hut verborgen war, verrieten seine Gesichtszüge seine Herkunft noch immer zu gut.

»Ich kann es mal versuchen«, bot er mit einem Nicken zum Korral hin an.

Der Rancher schnaubte. »Dann mach doch.«

Bird reichte die Zügel seines Wallachs an Neale.

»Pass lieber auf«, murmelte dieser ihm zu. »Das ist ein Halsbrecher, ein echter Witwenmacher! Hab' in meinen ganzen Jahren als Cowboy noch kein wilderes Pferd erlebt. Er beißt dir den Finger ab, wenn du nicht hinschaust.«

Bird nickte, doch er zögerte nicht. Er trat durch das Tor des Korral. Staub wirbelte unter seinen Stiefeln auf, als er sich vorsichtig, Schritt für Schritt, dem Hengst näherte und dabei jede seiner Regungen beobachtete. Obwohl der Mustang so still stand wie eine Statue, sah Bird etwas in seinen Augen, das Neales Worten Recht gab. Die Sehnen und Muskeln im Körper des Tiers spannten sich an, als Bird eine Armlänge von dem Mustang entfernt stehen blieb. Der Fuchshengst legte die Ohren an und zeigte drohend sein starkes Gebiss. Was immer das Tier durchgemacht hatte, sein Geist war alles andere als gebrochen.

Bird spürte eine sofortige Verbundenheit mit dem Hengst. Dieses Pferd war ein Outlaw, ein Außenseiter. Die Menschen verstanden ihn nicht. Vielleicht taten auch andere Pferde das nicht. Aber er würde sich niemals den Menschen unterwerfen. Nicht einmal, wenn sie ihm mit der Peitsche die Haut in Fetzen rissen oder ihn halb verhungern ließen. Nachdem er so viele schlechte Erfahrungen gemacht hatte, war es kein Wunder, dass er alle Menschen als Feinde ansah. Und er war kein Pferd, das aufhören würde, seine Feinde zu bekämpfen.

Das Tier warf seinen Kopf zurück, als Bird noch einen Schritt auf es zutrat. Die reine Kraft in dieser Bewegung weckte Birds Bewunderung. Er blickte in die großen braunen Augen des Tieres und sah nicht nur den Zorn darin, sondern auch eine tiefe Verzweiflung. In dem Moment beschloss er, dass er dieses Pferd für sich gewinnen würde, koste es, was es wolle.

»Guter Junge«, sagte er mit ruhiger, tiefer Stimme und hielt sich von den kräftigen Kiefern fern. Es war keine Frage, dass er den Hengst jetzt nicht würde reiten können. Er brauchte erst ein paar Tage, wenn nicht länger, um sich mit dem Tier bekannt zu machen. Aber die Zuschauer in seinem Rücken warteten darauf, dass er irgendetwas tat, dass er die Seile zerschnitt, die den

Mustang banden, auf seinen bloßen Rücken sprang, nur damit sie sich darüber freuen konnten, wie er Bird in den Sand setzte.

»Nun?«, höhnte Hatchett.

Bird drehte sich zu ihm um. »Dieses Pferd ist noch nicht bereit dafür, einen Menschen zu tragen. Ich brauche mehr Zeit, um mit ihm zu arbeiten.«

»Wir haben ihn in den letzten Wochen schon genug bearbeitet.«

»Nicht auf die richtige Weise.« Ein Pferd, erst recht so eines wie dieses, musste mit Geduld und Respekt behandelt werden.

Hatchett schnaubte. »Entweder du steigst jetzt auf dieses Vieh oder du kommst raus da.«

Bird würde einen Job auf dieser Ranch mit diesem Idioten als Boss nur zu gern ausschlagen, aber er wollte den Mustang nicht allein lassen. Er trat aus dem Korral und schloss das Tor hinter sich. »Ich brauche ein paar Tage, um ihn zu zähmen«, sagte er und stellte sich Hatchett direkt gegenüber.

»Pah, du hast doch nur Angst, genau wie der ganze Rest.«

Birds Augen bohrten sich in die des Ranchers, der sich unter seinem Blick wand.

»Gib mir ein paar Tage«, wiederholte er.

»Es kann nicht schaden«, warf Neale ein. »Wir werden ja sehen, ob er mehr Glück mit dem Biest hat als wir.«

Der Rancher schien darüber nachzudenken. Sein teigiges Gesicht verzog sich, doch dann maß er Bird mit einem weiteren misstrauischen Blick. »Ich nehme keine Streuner auf«, knurrte er. »Besonders keine Halbblüter oder Indianer. So einer bist du doch, oder nicht?«

Die Worte hingen zwischen ihnen in der Luft. Bird erlaubte sich nicht, auf die Provokation zu reagieren, weder äußerlich noch innerlich. Er hatte schon vor langer Zeit, als er ein kleiner Junge gewesen war, gelernt, seine Gefühle und Gedanken zu verbergen und in sich einzuschließen. Damals war es die einzige Möglichkeit gewesen, der grausamen Hand seines Adoptivvaters zu entkommen – wenn nicht körperlich, so doch wenigstens geistig. Durch seine äußere Ruhe wirkte er undurchschaubar auf andere Menschen und das war ihnen unangenehm. Bird spürte, dass er jetzt auf Hatchett die gleiche Wirkung hatte.

Der Rancher verlagerte sein Gewicht von einem Bein aufs andere, während er auf Birds Reaktion wartete. Vor den Gesichtern der Cowboys, die Bird umringten, tanzte das rote Glühen von Zigarettenstummeln. Er wusste, dass sie ihn alle genau im Blick hatten.

»Nun?«, bellte Hatchett schließlich.

Bird zog seine Schultern nur ein klein wenig nach hinten, eine winzige Bewegung, die in der Dunkelheit unbemerkt blieb. Es wäre für ihn ein Leichtes, jetzt seinen Colt zu ziehen und

Hatchett für seine Worte eine Lektion zu erteilen. Obwohl sie ihm zahlenmäßig überlegen waren, wusste Bird, dass er mit dem Revolver schneller umgehen konnte als jeder dieser Kerle. Aber es wäre sinnlos. Er hatte sich nicht von seinem alten Leben gelöst, nur um sich in seinem neuen sofort wieder Feinde zu machen.

Bird hielt Hatchetts Blick für einen weiteren langen Moment gefangen und kümmerte sich nicht darum, dass der Rancher sich hin und her wand. Dann, ohne ihm eine Antwort zu gönnen, drehte er sich auf dem Absatz um. Während er zu seinem Wallach trat, blieben seine Ohren wachsam und lauschten auf jedes kleinste Geräusch in seinem Rücken. Doch er hörte nur ein verärgertes Schnaufen von Hatchett und das Rascheln von Kleidung.

Bird schwang sich in den Sattel. Neale, der noch immer die Zügel des Wallachs hielt, murmelte so leise, dass selbst Bird ihn kaum verstand: »Er wird den Hengst am vierten Juli in Omaha einem Wettbewerb zur Verfügung stellen. Derjenige, der auf ihm reiten kann, bekommt den Hengst und hundert Dollar.«

Bird erwiderte nichts und gab auch sonst kein Zeichen, dass er zugehört hätte. Er riss seinen dunkelbraunen Wallach scharf herum und trieb ihn mit einem Druck seiner Schenkel vom Stand in einen schnellen Galopp. Die Richtung, die er einschlug, hatte er ursprünglich nicht geplant. Er hatte sich von den großen Städten und Siedlungen fernhalten wollen. Aber wenn es noch eine Chance gab, den Hengst für sich zu gewinnen, dann würde er alles tun, um sie zu nutzen – selbst wenn er dafür nach Omaha gehen musste.

Kapitel 1

Elizabeth Emerson lehnte sich im Sattel vor, ihr Körper und Herz im Einklang mit den donnernden Hufen ihrer Stute Liberty. Der Wind zerrte an ihren Haaren, die sich unter ihrem Hut gelöst hatten, und peitschte ihr ins Gesicht. Sie schmeckte den Staub auf der Zunge, den die Pferdehufe aufgewirbelt hatten. Aber sie lachte nur, trunken von der Geschwindigkeit und dem Gefühl grenzenloser Freiheit. Hier gab es nichts, was sie zurückhielt, keine Fesseln, die sie behinderten, kein Korsett und keine starren Verhaltensregeln.

»Miss Emerson, so warten Sie doch«, ertönte Jimmys Stimme hinter ihr, gedämpft vom Rauschen des Windes in ihren Ohren.

Ein Blick über die Schulter verriet ihr, dass Jimmy auf seinem gescheckten Pony weit abgefallen war, obwohl er kaum etwas wog, so mager wie er war.

Liz verlangsamte Liberty, indem sie ihr Gewicht im Sattel leicht nach hinten verlagerte. »Was ist los, Jimmy? Wirst du etwa schon müde?«

»Little John hat keine Chance gegen Ihre Vollblutstute«, sagte er atemlos, als er sie eingeholt hatte. Sein strohblondes Haar stand in alle Richtungen ab.

Liz tätschelte ihrer Stute den Hals. »Du hast dich gut geschlagen«, tröstete sie Jimmy.

Der Junge grinste. »Sie waren auch nicht übel – für ein Mädchen.«

Als Liz die Stirn runzelte, schaute er betreten drein. »Tut mir leid, Miss Emerson. Ich wollte nicht ...«

Liz winkte ab. »Du weißt doch, dass du mich nicht Miss Emerson nennen musst. Liz reicht völlig aus.«

Jimmy kratzte sich verlegen am Hinterkopf. Obwohl sie befreundet waren, vergaß er doch nie, dass er nur Stallbursche war und sie die junge Hausherrin der Emersons.

Sie fielen in einen gemächlichen Schritt und ritten nebeneinander her, entlang der neuen Eisenbahnlinie, die sich wie eine silberne Narbe durch die sanften Hügel der Prärie zog. Noch vor wenigen Jahren war dies unberührtes Land gewesen, durchstreift von Büffelherden und Indianerstämmen. Jetzt brachte jeder Zug mehr Siedler, die vom Reichtum des Westens angelockt wurden.

Die Schienen glänzten in der Nachmittagssonne wie eine Verheißung von Fortschritt und Abenteuer.

»Stellen Sie sich vor, Miss Liz«, sagte Jimmy mit leuchtenden Augen, »wohin diese Gleise uns eines Tages bringen werden. Bis zum Pazifik, sagen sie. Ist das nicht aufregend?«

Liz nickte. Die Eisenbahn veränderte alles, das war nicht zu leugnen. Omaha war ins Zentrum des Interesses gerückt, seitdem die Union Pacific von hier aus den Bau der transkontinentalen Strecke vorantrieb. Männer wie ihr Vater, die das Potenzial früh erkannt hatten, verdienten ein Vermögen.

Sie wusste, dass sie dankbar sein sollte für den Wohlstand, den die Eisenbahn ihrer Familie brachte. Aber obwohl sie es im Leben objektiv gesehen besser getroffen hatte als Jimmy, der mit seinen zwölf Jahren bereits arbeiten musste, um seine Familie zu unterstützen, beneidete sie ihn manchmal. Er musste nicht auf Bällen und Gesellschaften herumhängen und langweilige Konversation betreiben, um einen geeigneten Ehemann zu finden.

Ein Präriehuhn, von Libertys Hufen aufgeschreckt, flatterte vor ihnen auf. Sehnsüchtig blickte Liz dem Vogel nach, der sich so mühelos in die Lüfte erhob.

»Du hast Glück, weißt du das?«, sagte sie nachdenklich zu Jimmy.

»Wieso das?«

»Du bist ein Junge. Du kannst tun und lassen, was du willst, und wirst niemals zu einer Heirat gezwungen werden.«

Jimmy verzog das Gesicht auf eine Weise, die Liz zum Lachen brachte. »Heiraten? Daran verschwende ich keinen Gedanken. Ich will Abenteuer erleben, fremde Länder sehen, vielleicht sogar mal bis nach Kalifornien reisen.«

»Das klingt wunderbar«, seufzte Liz. »Ich fürchte nur, Vater hat andere Pläne für mich.«

Wenn es nach Edward Emerson ging, sollte sie ihm besser früher als später den Schwiegersohn bescheren, der eines Tages seine Geschäfte übernehmen konnte.

»Wenn er wüsste, in welcher Kleidung ich gerade ausreite, würde er mich glatt enterben«, murmelte sie. Ihr Vater mochte den Hosenrock nicht, der es ihr erlaubte, rittlings auf Liberty zu sitzen, anstatt im Damensattel. Und Marlene, die Haushälterin, verabscheute dieses skandalöse Kleidungsstück ebenfalls und würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie wüsste, dass Liz wieder einmal ohne Korsett aus dem Haus gegangen war.

»Sollten wir nicht langsam zurückreiten?«, fragte Jimmy in ihre Überlegungen hinein.

Sie blickte auf und sah nach der Sonne, die bereits tief über dem westlichen Horizont stand. »So spät ist es schon?« Sie musste ihren Ausritt wohl oder übel beenden, wenn sie sich noch rechtzeitig zum Dinner fertig machen wollte.

Unwillig wendete sie Liberty und bog in Richtung Omaha ab. Am Horizont tauchten bald die ersten kleinen Häuschen am Stadtrand auf. Die Stadt wuchs mit jedem Tag und zog ebenso viele zwielichtige Gestalten wie rechtschaffene Bürger an. Neben den eleganten

Backsteinbauten im Zentrum gab es einige Viertel, die Liz zu meiden gelernt hatte, weil dort Glücksspiel und Trunksucht herrschten.

Als sie sich der etwas außerhalb liegenden, vornehmen Villa der Emersons näherten, wurde Liz unbehaglich zumute. Das Licht, das aus den Fenstern drang, wirkte weniger einladend als mahnend, als würde es sie an all die Pflichten erinnern, die dort auf sie warteten.

Sie ritten direkt zu den Ställen hinter dem Haus, wo Liz sich aus dem Sattel schwang und auf dem staubigen Boden landete. Jimmy streckte die Hand nach Libertys Zügeln aus.

»Ist schon gut. Ich kümmere mich um sie. Du kannst –« Liz unterbrach sich, als sie sah, wie Jimmy mit einem seltsamen Gesichtsausdruck in Richtung Haus starrte. Ihre Haut kribbelte, während sie sich langsam umdrehte.

Die untersetzte Gestalt von Marlene trat gerade aus dem Hintereingang und stapfte über den gepflegten Rasen auf sie zu. Fast schien es, als würde Dampf aus ihren Ohren und Nasenlöchern quellen, wie bei einer schnaufenden Lokomotive ... oder einem wütenden Stier.

»Oh-oh«, sagte Jimmy.

Was konnte die Haushälterin so wütend gemacht haben? Noch bevor Marlene sie erreichte, hörte Liz das Knirschen von Rädern auf Kies, das metallische Klirren von Pferdegeschirr und gedämpfte Stimmen von der Vorderseite des Hauses, die sie von hier aus nicht sehen konnte. Auch Liberty horchte auf. Es klang, als bekämen sie Besuch.

Erwarteten sie Gäste?

In diesem Moment brach die Erinnerung über sie herein wie ein Gewittersturm über der Prärie. Der Ball! Heute Abend sollte der Ball stattfinden! Wie hatte sie das vergessen können? Ihr Vater würde sie umbringen – wenn Marlene es nicht vor ihm tat.

»Verdammt«, entfuhr es Liz. Sofort biss sie sich auf die Lippen. Es war unschicklich für ein Mädchen, zu fluchen. Über Jimmys sommersprossiges Gesicht huschte der Anflug eines Grinsens. Dann wurde er wieder ernst und duckte sich unwillkürlich, als Marlene schnaufend vor ihnen zum Stehen kam.

»Elizabeth Harriet Emerson«, stieß sie zwischen schweren Atemzügen hervor, die von ihrem eiligen Marsch herrührten.

Der bedrohliche Klang ihres vollen Namens ließ Liz zusammenfahren. Er erinnerte sie an ihre Kindheit, als dieser Ausruf an der Tagesordnung gewesen war.

Marlene stemmte die Hände in die breiten Hüften. »Ich habe dich schon überall gesucht. Mr. Emerson ist ungehalten, das kann ich dir sagen«, begann sie, doch dann unterbrach sie sich und schlug die Hände zusammen. »Grundgütiger, wie du aussiehst! Als hättest du den ganzen Tag im Stall verbracht.«

Liz tauschte einen schuldbewussten Blick mit Jimmy. Genau das hatte sie getan, aber das würde sie Marlene sicher nicht auf die Nase binden.

»Die ersten Gäste sind schon da«, fuhr Marlene fort. »Was sollen sie von dir denken?«

Liz ließ den Kopf hängen wie ein gescholtener Hund. Sie wusste, dass Marlene es nur gut meinte. Seit dem Tod ihrer Mutter hatte die Haushälterin mehr oder weniger freiwillig die Rolle des Kindermädchens übernommen.

»Und du!« Marlene deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf Jimmy. »Hast du eigentlich nichts Besseres zu tun?«

Jimmy zog den Kopf ein und huschte davon.

»Komm mit!« Marlene griff Liz am Ellbogen und steuerte sie über den Hof zur Hintertür. Liz warf noch einen Blick über ihre Schulter, wo Jimmy mit Liberty und Little John den Stall betrat und ihr mit mitleidiger Miene hinterhersah.

Sie stiegen über die Dienstbotentreppe in den zweiten Stock, um die Eingangshalle zu vermeiden, wo die ersten Gäste bereits empfangen wurden.

Marlene schob Liz in ihr Zimmer und entzündete die Lampe an der Wand. Dann flatterte sie um Liz herum wie ein aufgescheuchtes Präriehuhn.

»Schmutzig und verkommen ... die Frisur eine Katastrophe ... und diese Kleidung ... das wird Stunden dauern«, murmelte sie zu sich selbst, während sie Liz im Kreis drehte und an ihren Haaren und ihrer Kleidung zupfte.

Liz seufzte ergeben. Sie wusste, dass es keinen Sinn hatte, sich zu widersetzen. Wenn sie diesen Abend hinter sich gebracht hatte, würde sie morgen wieder ausreiten können.

»Beruhige dich, Marlene. In ein paar Minuten bin ich umgezogen und ...«

»Weißt du eigentlich, wie du aussiehst?«, unterbrach Marlene sie. Sie zog Liz vor den runden Spiegel, der über ihrer Frisierkommode hing.

Tatsächlich war sie weit entfernt davon, eine Dame zu sein, die gleich bei einem Ball erscheinen würde. Ihr Gesicht war von einer dünnen Staubschicht bedeckt und wirkte dadurch so braun wie das eines Farmers, der den ganzen Tag in der Sonne schuftete, und auch ihr Haar hing wild zerzaust herab. Einen Moment überlegte sie, ob sie so nach unten gehen sollte. Das würde ganz sicher alle potenziellen Verehrer abschrecken. Aber das wagte sie dann doch nicht.

»Und das ausgerechnet heute, an einem so wichtigen Abend! Dieser Ball ist entscheidend für deine Zukunft«, schalt Marlene, während Liz sich entkleidete.

Marlene riss ihr die Sachen aus der Hand und warf sie in eine Ecke, als wären sie von Flöhen verseucht. »Diesmal werde ich sie verbrennen, das schwöre ich«, murmelte sie zu sich selbst.

Sie zog Liz zu ihrem Waschtisch. Für ein Bad war jetzt natürlich keine Zeit mehr.

»Warum ist dieser Ball so wichtig?«, fragte Liz, während sie den Schwamm ins kalte Wasser tauchte und sich, so gut es ging, reinigte.

Marlene schnaubte. »Ich dachte, das hätte dein Vater dir klar gemacht! Er möchte dir heute einen ganz besonderen jungen Mann vorstellen, wie ich hörte.«

Liz verzog das Gesicht, teils aus Unwillen, teils vor Schmerz, weil Marlene mit dem Kamm ruppig durch ihr verfitztes Haar fuhr. Doch Marlene kannte kein Mitleid. »Wer nicht hören will, muss fühlen.«

Dann stand Liz still und hielt die Luft an, während Marlene das Korsett am Rücken verschnürte. Bei jedem Zug an den Schnüren schien ihr Brustkorb ein wenig nachzugeben. Sie wusste, dass sie für den Rest des Abends keinen tiefen Atemzug würde nehmen können.

Die Geräusche von unten wurden lauter, als immer mehr Gäste eintrafen. Inzwischen würden sich die ersten wundern, wo die Tochter des Hauses blieb. Liz mochte gar nicht an ihren Vater denken, der wohl gute Miene zum bösen Spiel machte, aber innerlich kochte.

Marlene befestigte den Reifrock aus flexiblen Metallstäben um Liz' Taille, dann half sie ihr in die Unterröcke und das Kleid.

»Ich hätte zu gern eine dieser neuen Frisuren aus *Godey's Ladys Book* ausprobiert, aber dafür ist jetzt keine Zeit«, sagte Marlene mit kaum verhohlenen Vorwurf, während sie Liz das Haar zu einem einfachen Knoten drehte, den sie hinten hochsteckte. Dabei drapierte sie einige Strähnen so, dass sie Liz' Gesicht umrahmten.

Liz betrachtete sich im Spiegel über dem Waschtisch. Marlene hatte sich oft darüber beklagt, dass Liz zu dünn und schwächlich sei, dass sie einfach nicht die Kurven einer richtigen Frau entwickelte, und sie schob es auf deren wilde Lebensweise. Liz musste ihr recht geben. Sie konnte nichts Weiches an sich entdecken, weder an ihrem Körper, noch in ihrem Gesicht. Ihre Lippen waren nicht voll genug, ihr Kinn zu forsch und die kräftigen dunklen Augenbrauen konnte man im positiven Sinne als markant bezeichnen. Ihr einziger Stolz war ihr dichtes, welliges Haar, das selbst im fahlen Licht der Öllampe einen kastanienbraunen Schimmer hatte.

Endlich war die Prozedur beendet. Die junge Frau, die Liz nun aus dem Spiegel entgegenstarrte, war kaum wiederzuerkennen. Das Abendkleid aus ozeanblauem Tarlatan floss bis zu ihren blank polierten Stiefelspitzen. Der tiefe, mit Goldfäden durchsetzte Ausschnitt offenbarte zwar ihre knöchigen Schultern, was aber durch die ellbogenlangen weißen Seidenhandschuhe ausgeglichen wurde. Die enge Taille und der weit ausladende Rock ließen ihre Figur weiblicher wirken.

Liz musste zugeben, dass sie eine elegante Gesamterscheinung darbot. Und doch fühlte sie sich wie eine Betrügerin in einem Kostüm, als würde sie eine Person verkörpern, die sie nicht war und nie würde sein können.

Marlene drehte sie noch einmal im Kreis, um ihr Werk zu begutachten. Sie schien zufrieden und schob Liz aus der Tür.

»Jetzt aber schnell. Dein Vater wartet schon.« Ihre bärbeißigen Gesichtszüge wurden für einen Augenblick weicher. »Nun schau doch nicht so missmutig drein. Du siehst ja aus, als würdest du zu deiner eigenen Hinrichtung gehen.«

Liz versuchte zu lächeln, doch Marlene hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Ganz genauso fühlte sie sich.

[Hier weiterlesen ...](#)